

(8) Schöpfungstheologische Ausgangspunkte

Biblische Grundlagen

Der Schöpfungsglaube als Krisenbewältigung

Die praktischen Herausforderungen der Ökologie waren der Kontext für eine Wiederentdeckung der Schöpfungstheologie in der evangelischen und katholischen Kirche.¹ Durch das schockartige Bewusstwerden der ökologischen Krise ist die lebenspraktische Relevanz der Schöpfungstheologie deutlich geworden.²

Der Schöpfungsglaube ist wohl auch in biblischer Zeit in einem Krisenhorizont entstanden: der Zeit des Exodus sowie des Exils. Der als Welterschaffung erkannte Anfang begründet über alle Krisenphänomene hinausgreifend das Hoffen auf die Sorge Gottes um das Weiterleben seiner Kreaturen.³ Er hat seinen primären Ort in der Hoffnung auf Heil und bedient sich, um dies auszusagen, des damaligen Weltbildes. Der Schöpfungsbereich in Gen 1 hat einen kritisch-aufklärerischen Impuls gegen Naturreligionen des Umfeldes (Sonnenkult in Ägypten, Baalkult in Palästina).

Die Einheit von Herrschafts- und Gärtnerauftrag (Gen 1 und 2)

Der so genannte Herrschaftsauftrag – Gen 1,26: „Macht euch die Erde untertan“ hat der Bibel den Ruf eingebracht, das kulturgeschichtliche Programm der Naturzerstörung formuliert zu haben.⁴ Tatsächlich können die hier gebrauchten Verben rdh/kbs „niedertreten, (die Kelter) treten, stampfen, unterwerfen, geschlechtlich vergewaltigen“ heißen. Sie stehen in Gen 1,26 jedoch im Kontext königlicher Hofsprache, was zur Konsequenz hat, dass nicht gewaltsames Treten und Willkürherrschaft gemeint sind, sondern Herrschen im Sinne verantwortlicher Sorge, wie ein König für sein Volk sorgt.⁵ Vom Kontext her ist hier eindeutig „in Besitz nehmen, urbar machen“ gemeint.⁶

Für diese Interpretation spricht auch die biblische Komposition der Parallelführung von erstem und zweitem Schöpfungsbericht. Der Herrschaftsauftrag ist mit dem „Gärtnerauftrag“ (Gen 2, 15) zusammenzulesen. In Gen 2 werden die Verben „pflegen, hüten“ (abd/smr) gebraucht. Der Mensch soll die Schöpfung pfleglich und verantwortlich bebauen und bewahren, gestalten und schützen.

Gottebenbildlichkeit und „Erdverbundenheit“ des Menschen

Der in Gen 1, 26 genannte Herrschaftsauftrag gründet theologisch in der im gleichen Vers genannten Gottesebenbildlichkeit des Menschen, die ein Freiheits- und Verantwortungsauftrag ist. Der Mensch erhält (im Unterschied zur babylonischen Kosmogonie „Enuma Elisch“) keine ausschließlich sakrale Bestimmung. Er soll frei und eigenverantwortlich seine Fähigkeiten entfalten und so Gott die Ehre erweisen.⁷

¹ Moltmann 1985. Vgl. a. Welker 1995, 29: „Die konventionelle Konzeption von Schöpfung war nicht subtil, differenziert und komplex genug. Es gebrach ihr deshalb an theologisch erschließender und klärender Kraft.“

² Hilpert 1999, 7.

³ Ganoczy 1982, 11.

⁴ Vgl. dazu Amery 1972; z. kulturgeschichtlichen, theologischen u. ethischen Antwort: Rappel 1996.

⁵ Müller 1999, 56f.

⁶ Ganoczy 1982, 42.

⁷ Ganoczy 1982, 39.

Von daher ist das Verb *rdh* als „herrschen nach dem Vorbild Gottes“ zu interpretieren: „auf die Weide führen, leiten, zähmen“. Der Herrschaftsauftrag zielt auf eine hierarchisch geordnete Partnerschaft zwischen Mensch und Tier im Sinne der Herrschaft durch Fürsorge.⁸

Der Mensch heißt hebräisch „Erdling“ (*adam*), womit eine „grundlegend ökologische Bestimmung des Menschen“⁹ ausgesagt wird. Er ist „Staub“, in seiner Begrenztheit ein Irdischer, eine der Erde zugehörige Kreatur, das gilt für alle, auch für die Könige.

Die Charakterisierung des Menschen als Adam, als „Erdling“ meint seine konsequente Einbindung in die Natur, jede Theorie einer biologisch begründeten Sonderstellung des Menschen wird strikt zurückgewiesen. Allein der Gottesbezug, die Gottfähigkeit als Geschenk und Möglichkeit hebt ihn über die Natur hinaus; genau dies aber gefährdet er, wenn er seine Erdhaftigkeit, Kreatürlichkeit und damit Angewiesenheit auf Gott leugnet. Dies muss in der theologischen Anthropozentrikdebatte beachtet werden.¹⁰

Systematisch: Ökologische Schöpfungslehre

Gott und Welt: Schöpferische Unterschiede

Die Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf ermöglicht die Eigenwirklichkeit des Menschen und der Schöpfung und „befreit die Welt, ihre Geschichte und damit auch den Menschen von der Last einer vermeintlichen Göttlichkeit“.¹¹ Gerade diese Differenz ermöglicht eine freie Beziehung der Geschöpfe zu ihrem Schöpfer.

Schöpfungsglaube und Zeitverständnis

Das biblische Weltverständnis ist nicht zyklisch, es lässt sich nicht in die Kreisläufe der Natur einsperren, steht nicht im Bann der Wiederkehr des Immergleichen, sondern öffnet den Blick nach vorn, ist geschichtlich.¹² Dies ist zugleich die Voraussetzung dafür, dass jüdisch-christliche Hoffnung das Heil nicht als Erlösung von Materie, Leib und Naturgebundenheit erhofft, sondern als Erlösung der Wirklichkeit, die in ihrer Gesamtheit des Heils teilhaftig und verwandelt wird.¹³

Creatio continua: Schöpfung als Prozess

Trotz der Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf gibt es eine verborgene Gegenwart des Ewigen in der Zeit, die theologisch mit dem Topos „*creatio continua*“ ausgedrückt wird.¹⁴

⁸ Welker 1995, 101-106.

⁹ Bujo 1999, 244.

¹⁰ In der Noah-Geschichte wird die Natur und nicht nur der Mensch als Vertragspartner Gottes genannt: „Meinen Bogen setzte ich in die Wolken. Er soll das Bundeszeichen zwischen mir und der Erde sein“ (Gen 9,13). Die Komposition der Geschichte zeugt von der Vorstellung eines Eigenwertes der Natur.

¹¹ DBK – Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen 1998, Nr. 78f. Die Entlastung der geschöpflichen Wirklichkeit von dem Anspruch einer vermeintlichen Göttlichkeit und Vollkommenheit ist gerade für die Sozialethik von zentraler Bedeutung, insofern Ideologien ihren Ursprung darin haben, dass geschöpfliche Wirklichkeit absolut gesetzt wird. Christliche Ideologiekritik setzt mit dem Verweis auf die Vorläufigkeit alles Irdischen an.

¹² Für Ganoczy ist sie damit zugleich anfällig für einen Optimismus, der sich bis hinein in Konzilstexte (GS 31,1; 34,1; 38,1.69; 8,1.12) zeigte; Ganoczy 1982, 8f.

¹³ Ganoczy 1982, 53. Theologisch wird dies ausgedrückt in der Formulierung „Auferstehung des Leibes“, was nicht Wiederherstellung und Verlängerung des zeitlich-räumlichen Daseins bedeutet, sondern Verwandlung (Paulus findet dafür den Hilfsbegriff „*soma pneumatikos*“).

¹⁴ Schon der Schöpfungsakt selbst ist nicht zeitlich zu denken, sondern als Anfang der Zeit: „Der Schöpfungsakt ist kein zeitlicher Akt. Er umfasst vielmehr als ein ewiger, aller Zeit gleichzeitiger Akt den gesamten Weltprozess; aber der Weltprozess hat einen zeitlichen Anfang, weil er in der Zeit verläuft“ (Pannenberg 1970, 60).

Entgegen dem üblichen Verständnis ist auch die Urgeschichte (Gen 1-11) weniger eine Spekulation über den Anfang der Welt im Sinne der *creatio prima*, sondern vor allem eine narrative Form der Darstellung allgemeiner Grundzüge der Schöpfung als *creatio continua*.¹⁵ Schöpfung ist ständig im Werden, sie ist ein unaufhörlicher *kreativer* Prozess.¹⁶

Die Spannung zwischen erlöster und unterlöster Welt

Der christliche Schöpfungsbegriff ist durch die Spannung zwischen unerlöster Welt und dem Vorgriff auf versöhnte Wirklichkeit geprägt. Diese findet sich analog auch im Naturbegriff als Spannung zwischen Harmonie und Konflikt, Ordnung und Chaos, Leben und Tod, Werden und Vergehen.

Angesichts dieser Spannung ist Ethik nicht aus der Natur ableitbar, sondern braucht zugleich mit und in der Naturdeutung den Rekurs auf geschichtliche, kulturelle und religiöse Kategorien. Dabei kann der christliche Schöpfungsbegriff eine nicht-naturalistische Ethik der Natur ermöglichen. Zugleich ist der Schöpfungsbegriff auf den Bezug zur Reflexion der Natur als einer offenen, prozesshaften und ethisch ambivalenten Ordnung angewiesen, weil er sonst abstrakt und leer bleibt.

Schritte zu einem ethisch folgenreichen Begriff von Schöpfung

Vor diesem Hintergrund lässt sich die ethisch-praktische Bedeutung des Schöpfungsglaubens in drei Begriffen zusammenfassen:¹⁷

- *Gottesebenbildlichkeit*: Der Mensch kann dem Weltverhältnis Gottes so entsprechen, dass er als sittliches Subjekt frei über sich selbst bestimmt. Dies macht seine besondere Würde aus und verpflichtet ihn zur Verantwortung gegenüber allen Kreaturen. Die Betonung der unantastbaren Würde des Menschen als Person und Ebenbild Gottes schließt keineswegs die Anerkennung des Eigenwerts der Natur aus, sondern ist in gewisser Weise deren logische Voraussetzung.¹⁸
- *Mitgeschöpflichkeit*: Den Menschen verbindet mit allen übrigen Kreaturen das gemeinsame Geschaffensein von Gott. Dies verbietet, dass der Mensch seine Mitgeschöpfe als Mittel zum Erreichen seiner Zwecke behandelt. Die Achtung der Mitgeschöpfe ist eine notwendige Konsequenz der Gottesliebe. Als Geschöpf steht der Mensch in einer umfassenden Schicksalsgemeinschaft mit allen Lebewesen, denen ihr je eigener Ort im großen "Lebenshaus" der Schöpfung¹⁹ zugewiesen ist.
- *Ehrfurcht*: Dem christlichen Schöpfungsglauben geht es um eine Haltung der Ehrfurcht, die die Unversehrtheit und Schönheit der Schöpfung inmitten von Leid und Konflikt immer wieder neu entdeckt und schützt. „Die Ehrfurcht vor dem Schöpfer impliziert die Ehrfurcht vor dem Erschaffenen sowie die Beachtung der der Schöpfung innewohnenden Maße und Grenzen.“²⁰

¹⁵ Ganoczy 1995, 94f.

¹⁶ Ganoczy 1995, 188. Vgl. auch *Gaudium et spes* 5,3: „Die Menschheit vollzieht heute einen Übergang von einem mehr statischen Verständnis der Ordnung der Gesamtwirklichkeit zu einem mehr dynamischen und evolutiven Verständnis.“ Dies ist keinesfalls abgeschlossen.

¹⁷ Vgl. Dt. Bischofskonferenz, Kommission f. gesellschaftl. u. soz. Fragen 1998a, Nr. 56-84, bes. 50ff.

¹⁸ Zur theologischen und philosophischen Eigenwertdiskussion vgl. Rosenberger 2001, 131-165.

¹⁹ Zur biblischen Begründung des Begriffs "Lebenshaus" vgl. Löning/Zenger 1997, 142-146.

²⁰ Münk 1999a, 235.

Entscheidend für einen Neuansatz der Umweltethik ist, die Zusammengehörigkeit dieser drei Aspekte zu erkennen und sie nicht gegeneinander auszuspielen: Die besondere Würde des Menschen als Gottesebenbild ist in keiner Weise so gedacht, dass dadurch seine Eingebundenheit in die Schöpfung relativiert wäre. Nur in Schicksalsgemeinschaft mit den übrigen Kreaturen findet er seine Identität.

Päpstliche Äußerungen zur Schöpfungsverantwortung

Wiederholt hat Papst Johannes Paul II von der ökologischen Berufung aller Christen gesprochen. „Frieden mit der Natur ist Voraussetzung für Frieden unter den Menschen (Johannes Paul II, 1989). Diese beginnt mit der persönlichen Umkehr, schließt das gemeinschaftliche Zeugnis in der Gemeinde vor Ort ein und umfasst auch die gesellschaftliche Mitwirkung an einer Kultur des Lebens und der globalen Verantwortung. Der Klimawandel gehöre zu den "Zeichen der Zeit", die das Zeugnis des Glaubens in neuer Weise herausfordere.

Eine Enzyklika zu Umweltfragen gibt es bisher allerdings nicht. Deshalb sind die päpstlichen Äußerungen dazu eher auf der Ebene der moralischen Ermahnung angesiedelt und kaum auf der Ebene einer spezifisch sozialetischen und damit ordnungspolitischen Reflexion.

Vor diesem Hintergrund ist der Schöpfungsglaube der Kirche heute auf den Weg der nachhaltigen Entwicklung verwiesen, die ökologische Langfristigkeit, globale Gerechtigkeit und ökonomische Existenzsicherung als notwendige Einheit betrachtet.

Was fehlt, ist eine Übersetzung des Schöpfungsglaubens in die Sprache der heutigen Politik und Wirtschaft. Dafür böte das ethische Prinzip der Nachhaltigkeit, zu dem sich die Völkergemeinschaft bei der UN-Konferenz 1992 in Rio de Janeiro verpflichtet hat, eine hervorragende Chance. Es definiert den Rahmen, um Konsequenzen für Umwelt- und Klimaschutz, Energiemanagement und Konsumstile zu erkennen. Der vielschichtige Lernprozess zwischen der ethischen Orientierung des Schöpfungsglaubens und den Konsequenzen einer nachhaltigen Lebensweise gehört heute zu den Herausforderungen für die Überlebensfähigkeit unserer Zivilisation.

(9) Naturverständnis und christliche Ethik

Natur um uns - Natur in uns

Natur ist wie kaum ein zweiter Begriff mit einer schillernden Vielfalt von Wertvorstellungen und Weltbildern verbunden. Begriffsgeschichtliche Antithesen, wie z.B. die zwischen *Natur* und *Kultur*, deren ursprünglicher Sinn nicht mehr bekannt ist, führen im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Streit um den Stellenwert von Naturschutz zu Polarisierungen. Politische Ökologie gerät aufgrund unterschiedlicher Definitionen ihres Schutzobjektes immer wieder in Orientierungsprobleme. Die neuzeitliche Wende der Vernunft scheint zu einer Aufspaltung zwischen zunehmender Beherrschung der äußeren und abnehmender Beherrschung der inneren Natur zu führen.

Die Zukunft der Natur

Es ist merkwürdig, dass Natur zum Fürsorgeobjekt geworden ist: Sie war lange vor uns Menschen da und ist so komplex, dass sie – selbst wenn man nur den engeren Begriff der Natur als Biosphäre der Erde voraussetzt – die Störungen durch den Menschen fraglos überstehen wird. Dabei könnte es jedoch sein, dass sich ihr Gesicht so ändert, dass die Lebensbedingungen für den Menschen ungünstig werden. Unter dem Blickwinkel einer langfristigen Überlebensstrategie ist die extrem schnelle Expansion der menschlichen Zivilisation mit großen Gefahren der Destabilisierung der eigenen Existenzvoraussetzungen verbunden. Nicht die Zukunft der Natur im Allgemeinen, sondern die Zukunft derjenigen Natur, die uns trägt, gefällt und erfreut, ist gefährdet.

Gerade in ethischer Hinsicht ist es wichtig, diesen Rückbezug zum Menschen klar zu stellen, sonst wählt man bei der Fragestellung „Die Zukunft der Natur“ ein falsches und überdimensioniertes Fürsorgeobjekt. Die Zukunft der *Natur für uns* ist gefährdet, und die Ursache dafür ist vor allem die mangelnde Beherrschung der *Natur in uns*. Diese ist noch weitgehend von dem biologischen Programm der Expansion bestimmt, was in Verbindung mit den heutigen technischen Möglichkeiten zum Stolperstein werden könnte, der uns aus der Evolution herausfallen lässt. Der Mensch hat sich weltweit zum dominanten „ökologischen Ingenieur“ entwickelt, der wesentlich bestimmt, wie die Lebensräume aussehen. Natur ist zur Gestaltungsaufgabe geworden.²¹

Die Organisation der Natur ist in vieler Hinsicht fast perfekt, sie hat sich in drei Milliarden Jahren Evolution auf ein unglaublich hohes Maß optimiert, sodass sie dem Menschen einen unerschöpflichen Erfahrungsschatz bieten kann. Nötig wäre eine Art „soziale Bionik“, um von den Überlebensstrategien der Natur für die Gesellschaft zu lernen, z.B. hinsichtlich einer Ökologie der Zeit als Synchronisation unterschiedlicher Rhythmen, die Regeneration und Anpassung ermöglicht, oder hinsichtlich einer differenzierten Klärung der Dynamik evolutionärer Konkurrenz, die in der Natur keineswegs schrankenlos ist, was in der gesellschaftlichen Nachahmung des Sozialdarwinismus bis heute übersehen wird. Die ökologische Analyse von Gestaltungsregeln verschiedener Komplexitätsstufen und Hierarchieebenen von Lebensgemeinschaften ist ethisch relevant, jedoch immer nur konditional (als Strategie, um bestimmte Ziele zu erreichen), nicht im Sinn einer kategorischen Ethik letzter Maßstäbe; denn Gerechtigkeit kennt die Natur nicht.

Natur im Kopf

Die Auffassung des Natürlichen ist stets kulturell vermittelt und daher einem geschichtlichen Wandlungsprozess unterworfen. Sie ist prägender Ausdruck und Spiegel des menschlichen Selbstverständnisses und der sozialen Strukturen. In der freien Natur suchen wir einen verlorenen Zugang zur Natur in uns, nach inneren Freiheitsräumen jenseits gesellschaftlicher Zwänge. Naturschutzkonzepte spiegeln Sehnsüchte der Gesellschaft nach dem verlorenen Paradies. Angeregt von der nordamerikanischen Tradition etabliert sich seit einigen Jahren in Deutschland die kulturelle Sehform der *Wildnis* als Leitbild. In asiatischen Kulturen ist dies undenkbar, dort fasziniert die geordnete Natur.

²¹ Mölders, Tanja u.a.: Im Namen der Natur! Welcher Natur? in: Ring, Dieter; Wächter, Monika (Hrsg.): Naturverständnisse in der Nachhaltigkeitsforschung, Frankfurt a.M. 2004, S. 173-202, S. 195.

Die „Sehnsucht Wildnis“, die das Bedürfnis nach Freiheit, Grenzerfahrung und Ungeplantem spiegelt, lässt sich als Gegenpol zu der in Deutschland weitgehend gezähmten, kulturell überformten äußeren Natur begreifen: Die Landschaft ist fast vollständig Kulturlandschaft. Diese ist an Schönheit oder Artenvielfalt der unberührten Natur keineswegs immer unterlegen. Dennoch begegnet man in Mitteleuropa häufig einer verarmten Natur: Insbesondere die Versiegelung und Zersiedelung von Flächen nimmt zu. Dem korrespondiert eine Verarmung unserer „Natur im Kopf“, also unserer Kenntnis von Natur, insbesondere bei Jugendlichen: „Einer nur noch bruchstückhaft erfahrenen Alltagsnatur, der man sich immer mehr entfremdet, steht eine abstrakte Wertnatur nahezu pseudoreligiösen Charakters gegenüber, die genauso wie die daraus abgeleiteten Moralgebote kaum noch in Verbindung mit dem Lebensalltag steht.“²²

Trotz – oder vielleicht auch wegen – der mangelnden Vertrautheit mit Natur dominiert gegenwärtig in Deutschland eine Idealisierung: Der Naturbegriff dient als Projektionsfläche für das in der Gesellschaft Vermisste und wird – wie bereits bei den Sophisten Rousseau – als Ideal zum Ausgangspunkt für radikale Gesellschaftskritik.

Begriffsklärung

Der Begriff „Natur“ steckt voller Widersprüche. Viele Missverständnisse im Streit um Natur entstehen daraus, dass unterschiedliche Begriffe vorausgesetzt werden. Typologisch kann man fünf grundlegende Bedeutungsvarianten unterscheiden:

1. Etymologisch kommt Natur vom lateinischen *nasci*, geboren werden, wachsen, und wird ursprünglich biologisch als zusammenfassende Kategorie für Tiere und Pflanzen oder auch alles Lebendige gebraucht.
2. Philosophisch meint *natura* in Übersetzung des griechischen *ousia*: Wesen, Substanz, Charakter, also die innere Beschaffenheit, aus der sich die Identität eines Dinges oder Lebewesens ergibt.
3. Naturwissenschaftlich bezeichnet Natur die Gesamtheit des Gegebenen, die Summe der empirisch fassbaren, Belebtes und Unbelebtes einschließenden Wirklichkeit.
4. Gesellschaftlich steht *Natur* als Gegenbegriff zu *Kultur* oder *Technik* für das, was der menschlichen Praxis vorausgeht, oder auch für das Ländliche im Unterschied zum Urbanen.
5. Theologisch bezeichnet Natur den Bereich des Seins, dem die Transzendenz Gottes und das Wirken der Gnade gegenübergestellt wird.

Alle fünf Zugänge zum Naturbegriff stoßen heute auf grundlegende Probleme, da wesentliche Voraussetzungen ihres Verständnisses fehlen. So beruht der Naturdiskurs in Deutschland weitgehend auf einem Potpourri von Versatzstücken diverser Naturvorstellungen. Aufgrund des Mangels an einem einheitlichen oder konsistenten Naturbegriff fehlt dem Bezug auf Natur oft die logische und normative Basis. Dies belastet die Verständigung zwischen den unterschiedlichen Zugängen zu ökologischer Ethik in Natur- und Geisteswissenschaften, Politik und praktischem Naturschutz.

Es wäre vermessen, diese Aporien und Widersprüche in dem hier gegebenen Rahmen aufklären zu wollen; aber sie sollen doch wenigstens kurz benannt werden:

- Der von der Wortgeschichte her im Vordergrund stehende, biologische Naturbegriff ist ursprünglich eng mit der aristotelischen Vorstellung der *Entelechie* verbunden, also der Annahme, dass die Natur das Ziel (*telos*) ihrer Entwicklung bereits in sich trage und deshalb wie ein Handlungsobjekt aufgefasst werden könne.²³ Nach Darwin wurde die Entelechievorstellung als Prozess von zufälligen Mutationen und Selektionen verdrängt. Die neodarwinistische Auffassung von Natur als Zufallsprodukt steht in Widerspruch zur Sehnsucht nach einer harmonischen Natur, die sich vor allem in ökologischen Gleichgewichtsvorstellungen äußert. Die normative Ökologie ist wissenschaftstheoretisch heimatlos.
- Philosophisch: Im Alltagsgebrauch der Sprache reden wir von der „Natur der Sache“ und meinen damit ihr Wesen. Die metaphysische Hintergrundannahme, dass es ein solches

²² Brämer, Rainer (2003): Nachhaltige Entfremdung. Jugendreport Natur 2003. Marburg, S. 71.

²³ Vogt, Markus (2001): Naturverständnis und Christliche Ethik, S. 103-111.

substantielles Wesen gebe, das sich von den veränderlichen Akzidenzien eindeutig unterscheiden lässt, ist jedoch philosophisch fragwürdig geworden. Im Rahmen des heute dominierenden atomistischen Naturverständnisses hängt der Begriff „Substanz“ und damit die Unterscheidung zwischen naturhaft Wesentlichem und akzidentell Zufälligem, Erzwungenem oder Künstlichem im Leeren.

- Naturwissenschaftlich: Seit dem 19. Jahrhundert dominiert ein empirischer Naturbegriff, der das Selbstverständnis der Naturwissenschaften bis heute prägt. Natur wird verstanden als Gegenstand empirischer Gesetzeswissenschaften und als Gesamtheit des Gegebenen. Dieser sehr weite Begriff wird jedoch logisch leer und nichts sagend, wenn er alles umfasst, also nichts definiert (begrenzt). Sinn macht der Begriff „Natur“ nur in Verbindung mit dem Methodenbewusstsein, dass damit eine bestimmte Art, sich dem Vorhanden zuzuwenden gemeint ist (experimentelle Erfahrung). Dies lässt jedoch die Geschichtlichkeit der Natur außer Acht und kann die Entstehung von Neuem (Emergenz) und komplex Einmaligem nicht fassen. Die Einschränkung der Perspektive auf das wiederholbare Experiment setzt ein mechanistisches Weltbild voraus, das heute gerade auch von neueren Ansätzen in den Naturwissenschaften selbst kritisiert wird.
- *Gesellschaftlich*: Der in kulturellen, technischen oder gesellschaftlichen Kontexten übliche Naturbegriff gewinnt seine spezifische Bedeutung vom jeweiligen Komplementärbegriff her: Natur ist das nicht kulturell, technisch oder gesellschaftlich Vermittelte. Ein logisches Problem dieser Antithesen ist, dass Natur nicht bloß das der jeweiligen menschlichen Tätigkeit Vorausliegende bezeichnet, sondern zugleich das sie Umfassende: Natur fängt nicht da an, wo Kultur aufhört. Ebenso beginnt auch Kultur nicht erst dort, wo Natur an ihr Ende kommt. Wesentliche Fehlansichtungen von kulturvergessenem Naturschutz und naturvergessener Kultur sind in falschen Antithesen begründet.
- *Theologisch*: „Gnade setzt Natur voraus und vollendet sie“ lautet die klassische Formulierung von Thomas von Aquin für das paradoxe Verhältnis von Natur und Gnade. Die theologische Kategorie des Übernatürlichen wird nicht dadurch definiert, dass es gegen Naturgesetze verstößt, sondern bezeichnet das, was als Gnade (die auch in und durch Natur wirken kann) die bloße Natur überschreitet und in Glaube, Liebe und Hoffnung einen Sinngehalt vermittelt. Der Mensch ist auf die Erfahrung angewiesen, um über sich selbst und die Natur der bloßen Selbstbehauptung hinauszuwachsen. Will christliche Ethik Hilfe zu gelingendem Leben sein, darf sie nicht bei starren Gegenüberstellungen von Natur und Gnade stehen bleiben.

Die Zukunft der Natur, die uns trägt, gefällt und erfreut, hängt davon ab, dass die Verwirrung durch das Nebeneinander unterschiedlicher Traditionsstränge überwunden und das in ihnen verborgene Orientierungspotential neu erschlossen wird. Eine naive Rückkehr zu vornezeitlichen Naturbegriffen ist nicht möglich und nicht sinnvoll.

Natur und Freiheit

Die Antithese von Natur und Ethik hat eine anthropologische Basis: Die Tatsache, dass menschliche Triebbefriedigung nicht instinkthaft geschieht, sondern durch bewusstes Handeln geleistet werden muss. Die Verweigerung dieses Hinausgehens über das instinkthaft und naturgesetzlich Vorgegebene, also die Berufung auf die innere oder äußere Natur als Rechtfertigung des Handelns, ist ethisch unzureichend. Die Gegenüberstellung von Natur und Sittlichkeit ergibt sich aus dem Freiheitsbewusstsein des Handelnden und ist Voraussetzung jeder Ethik.

Dabei ist die Natur nicht nur *Grenze* der sittlichen Selbstbestimmung des Menschen, etwa nach Maßgabe ökologischer Tragkapazität oder biologischer Leistungsfähigkeit; sondern ebenso *Anspruch*, also inhaltlicher Bestandteil ethischer Zielbestimmung.

Die Ausdehnung der Herrschaft über die Natur ist zugleich eine Ausdehnung der Beherrschbarkeit von Menschen. In Zukunft wird Freiheit nicht in der weiteren Ausdehnung der Naturbeherrschung fassbar werden, sondern in der Fähigkeit, die Natur in uns und um uns in ihrem Eigenwert zu achten und der Verzweckung zu entziehen.

Die Expansion der nach außen gerichteten Naturbeherrschung durch technische Möglichkeiten muss durch eine entsprechende Zunahme der inneren Naturbeherrschung d.h. Kultur und Ethik ausbalanciert werden. Die Kultivierung der inneren Natur braucht das aktive Bemühen um Tugenden wie Demut (*humilitas*, wörtlich Erdverbundenheit) und Mäßigkeit. Die Gaben der

Schöpfung reichen für die Bedürfnisse aller Menschen, nicht jedoch für ihre Gier. Kreativität, mit der der Mensch aktiv an der offenen Ordnung der Natur teilhat und ihre Zukunft mitgestalten kann, ist Quelle für Zukunftsfähigkeit.

Natur als Kulturaufgabe

Im Rahmen der ökologischen Diskussion erlebt das normative Verständnis des Naturbegriffs gegenwärtig eine Renaissance. Dem ist zunächst kritisch entgegenzuhalten, dass die Wahrnehmung, ob ein Lebensraum ökologisch intakt ist, stets von den spezifischen Bedürfnissen und Interessen desjenigen abhängt, der diesen Lebensraum als seine Umwelt betrachtet und nutzt. Die Ökologie beschreibt Zustände, Prozesse und Bedingungsbeziehungen, sie bietet aber aus sich heraus keinen Maßstab dafür, wessen Perspektive bei deren Bewertung der Vorrang zuzuerkennen ist.

Die "gute", also zu schützende Natur ist Resultat einer Interpretation, in die notwendigerweise auch die jeweiligen moralischen Präferenzen und Wertentscheidungen von Subjekten eingehen. Das richtige Maß des Natürlichen ist dem Menschen nicht vorgegeben, er muss es selbst bestimmen. "Richtschnur" (Norm) ist die Natur nicht als umfassende *vorgegebene* Ordnung, sondern als offene, zur Deutung und Gestaltung *aufgegebene* Ordnung. Natur in diesem Sinne ist zugleich Kulturaufgabe.

Im Blick auf Schönheit und biologische Vielfalt wertvolle Natur entsteht oft als Nebenprodukt zivilisatorischer Veränderungen: Die Lüneburger Heide, die Wachholderauen im Altmühltal oder wilde Spontanflora auf Industriebrachen.

Die ethische Frage, welche Natur wir schützen sollen, ist also nicht allein von naturwissenschaftlich-ökologischen Daten her zu beantworten; sie bedarf des Bezugs zu einer gesellschaftlichen Vorstellung von Lebensqualität und Gerechtigkeit sowie einer differenzierten Güterabwägung der Folgen und Ziele der menschlichen Eingriffe.

Die Falle des naturalistischen Fehlschlusses

Jeder Zustand und Prozess in der Natur ist auf seine Weise ökologisch in dem Sinne, dass sich eine Art von Gleichgewicht oder Stoffkreislauf herstellt, wenn man den zeitlichen und räumlichen Maßstab hoch genug ansetzt. Bei jeder Veränderung gibt es immer auch Lebewesen, die einen Vorteil von ihr haben.

So könnte sich etwa die mit dem Treibhauseffekt verbundene Erwärmung für nördliche Länder wie Sibirien oder Kanada zunächst durchaus günstig auswirken. Heute wäre ein Atomkrieg vielleicht *die* evolutionäre Chance für strahlungsresistente Bakterien.

Als empirische Wissenschaft hat Ökologie, die mit ihrer Beschreibung von faktischen Zusammenhängen Verfügungswissen bereitstellt, einen deskriptiven und instrumentellen Charakter. Jede Verbindung ihrer konditionalen Aussagen mit werthafter Zielvorstellungen ist der modernen Biologie, die seit Darwin nicht mehr von einem der Natur inhärenten Zielstreben ausgeht, entgegengesetzt; das gilt ebenso für die Ökologie als der Biologie zuzuordnende Disziplin. Die Festlegung von Normen für menschliches Handeln würde ihren Kompetenzbereich überschreiten.

Von deskriptiven Aussagen über einen Ist-Zustand kann nicht unmittelbar präskriptiv auf ein Soll geschlossen werden. Einen direkten Schluss vom Ist zum Soll bezeichnet man seit George Edward Moore, der an Hume anknüpft, als *naturalistischen Fehlschluss*. Jeder Vorstellung eines Sollens liegt der genuin ethische Begriff des Guten zugrunde; dieser kann nicht durch einen vorethischen Begriff wie den der Funktionstüchtigkeit oder des Fließgleichgewichts ökologischer Systeme definiert werden. Das Prädikat *gut* ist nicht ohne Bezug auf ein wertendes Subjekt zu bestimmen.

Der 1911 von Heinrich Rickert eingeführte Begriff "Biologismus" für die unsachgemäße Ableitung von Werten aus biologischen Tatsachen lässt sich auch auf die Ökologie anwenden: Wenn beschreibende Aussagen über Ökosystemzustände als Handlungsnormen ausgegeben werden, muss man von *Ökologismus* sprechen. Umweltethische Zielsetzungen sind nicht möglich ohne Bezugnahme auf eine bestimmte gesellschaftliche Vorstellung von Gerechtigkeit.

Bei aller Kritik an vorschnellen Wertungen und naturalistischen Fehlschlüssen bleibt festzuhalten, dass die Ökologie das Basiswissen für einen sachgerechten Umgang mit den natürlichen Existenzgrundlagen des Menschen bereitstellt. Da die spezifisch ethische Frage nach dem, was sein soll, nur im Kontext konkreter, sachgebener Bedingungen und Strukturzusammenhänge beantwortet werden kann, ergibt sich der materiale Inhalt konkreter Sollensforderungen immer aus empirischen Kontexten.

Dementsprechend muss jede Begründung umweltethischer Forderungen auf ökologische Forschung zurückgreifen. Ohne die Kenntnis von Wirkungszusammenhängen, Grundstrukturen und Belastungsgrenzen der die menschliche Existenz tragenden Ökosysteme wäre umweltpolitische Planen und Handeln blind. *So ist die Ökologie, wenngleich sie als empirische Wissenschaft aus sich heraus keine normativen Aussagen treffen kann, sehr wohl von hoher normativer Relevanz.*

Reichweite und Grenzen ökologischer Gleichgewichtsmodelle

Die ökologischen Begriffe *Gleichgewicht*, *Stabilität*, *Kreislauf*, *Tragekapazität* oder *Nachhaltigkeit* haben Leitfunktion für die Umweltplanung. Allen liegt die Vorstellung eines Gleichgewichts zugrunde; dies ist der logische Kern ihrer normativen Verwendung. Ein Gleichgewicht kann aber nur begrenzt und nicht ohne ein Bezugssystem, das die räumliche, zeitliche und stoffliche Struktur und das Niveau der jeweiligen Betrachtungsperspektive angibt, als Zielgröße definiert werden. Eine grundsätzliche Grenze ihrer analytischen und normativen Gültigkeit ergibt sich daraus, dass die Natur überwiegend von komplexen und damit nichtlinearen Beziehungsgefügen geprägt ist.

Diese bilden keine geschlossenen Gleichgewichtssysteme, sondern stehen in offenen Sukzessionen und Evolutionsprozessen; sie pendeln nicht um einen vorgegebenen Gleichgewichtspunkt, sondern beziehen ihre dynamische Anpassungsfähigkeit und Spannkraft (*resilience*) daraus, dass ihre Ordnungsmuster variieren und sich weiterentwickeln. Ihre Fähigkeit, Umweltturbulenzen dynamisch auszugleichen, lässt sich anhand bestimmter kritischer Parameter und Rückkoppelungsschleifen bestimmen. Es gibt keinen vorgegebenen Gleichgewichtspunkt, den man als normative Vorgabe interpretieren könnte. Die Eigengesetzlichkeit komplexer Systeme ist für die Verschränkung zivilisatorischer und biologischer Funktionskreisläufe in Rechnung zu stellen.

So lassen sich aus der Analyse komplexer Wechselwirkungszusammenhänge und Selbstorganisationsprozesse in nichtlinearen Systemen Erkenntnisse über Grenzen der Umweltplanung und dynamisch angepasste Organisationsprinzipien ableiten. Es gibt wenige Versuche, den mit den Komplexitätstheorien verbundenen Paradigmenwechsel der Naturwissenschaften für die Umweltplanung zu berücksichtigen.

Der menschliche Zivilisationsprozess ist durch eine Durchbrechung vorgegebener Gleichgewichtszustände und die Suche nach je neuen Stabilisierungen gekennzeichnet.

Die kulturpessimistische Deutung der Zivilisation kommt durch die Orientierung an Gleichgewichtsmodellen zustande: Gemessen an natürlichen Gleichgewichtszuständen muss die technische Entwicklung als destabilisierender Störfaktor erscheinen.

Dabei ist die Schlussfolgerung, dass ohne technische Entwicklungen eine höhere Stabilität des Gesellschaftssystems zu erreichen sei eine naturalistische Fehleinschätzung; sie verkennt die komplexe Dynamik der organisatorischen und kulturellen Anpassungsprozesse der Zivilisation, die für das Überleben der Menschheit ebenso wichtig ist, wie die Anpassung an vorgegebene Gleichgewichtszustände.

So ist der Rückgriff auf ökologische Gleichgewichtsmodelle als normatives Vorbild für die Umweltplanung oder gar für die gesamte Gesellschaftsordnung oft kontraproduktiv, insofern er die nach vorne gerichtete Dynamik blockiert.